



Leseprobe

Angelika Overath
Fließendes Land

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



Seiten: 192

Erscheinungstermin: 21. Mai 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Vom Lesen und Schreiben

„Fließendes Land“ ist vielleicht Angelika Overaths persönlichstes Buch: eine Reise in die eigene Vergangenheit, in andere Ländern und Kulturen, in die Welt des Schreibens. Ihre Geschichten erzählen von der Begegnung mit ungewöhnlichen Menschen und öffnen die Werkstatt der Reporterin und Schriftstellerin. Schritt für Schritt entfaltet sich aus den verschiedenartigen Prosastücken, aus Erinnerungen, Reisebildern, Reportagen und Essays, ein besonderer Kontinent der Wahrnehmung.

Schreiben ist eine Form des Reisens. In ihrem neuen Buch kehrt Angelika Overath zurück ins verlorene Atlantis der Kindheit, der Jugend. Sie erzählt von Verheißung und Scham, von väterlichen Fußballritualen, von den Irritationen erster Sexualität unter Kirschbäumen und den scheuen Gesten erhoffter Freundschaft.

»Fließendes Land« ist aber auch ein Buch über das Unterwegssein.

Angelika Overath nimmt uns mit zu den Lagunen Tahitis oder an den weiten Strand der Nordseeinsel Vlieland; in die Herengracht von Amsterdam, wo jüdische Kinder vor deutschen Besatzern versteckt wurden, oder in ein Museum in London, vor das Flimmern von van Goghs südfranzösischem Stuhl.

In diesem sehr persönlichen Buch fragt Angelika Overath immer wieder, was Wirklichkeit ausmacht und wie die fließenden Grenzen zwischen gelebtem Augenblick und Traum, Glückserfahrung und Angst verlaufen. So wird das Schreiben zum Mittel der Wahrnehmung. Angelika Overaths Texte sind eine Landnahme der Realität durch die Phantasie.

ANGELIKA OVERATH
Fließendes Land

Angelika Overath

Fließendes Land

Geschichten vom
Schreiben und Reisen

Luchterhand

Compose. (No ideas
but in things) Invent!

William Carlos Williams

für Urs Birchler

I Fegefeuer

Kirschbäume und frühe Zweifel

Dann aber war der Sommer käuflich geworden. Käuflich wie ein schöner Kirschbaum in einem großen Garten. Ein tschechischer Schulfreund, Sohn einer alten, bei der Niederwerfung des Prager Frühlings nach Deutschland entkommenen Arztfamilie, hatte sie mitgenommen in das Anwesen von Freunden. Es galt, den Baum abzuernten, und so verbrachten sie, zwei muntere Abiturienten, einen halben Tag, zupfend, essend, tschechische Verse ins Deutsche balancierend, in einer Weltenkrone aus grünen Blättern und glanzroten Früchten. Es waren Herzkirschen von außerordentlicher Qualität, wie sie auf den sorgfältig beschnittenen Bäumen im Badi-schen gelangen, groß und süß aufgeschossen in der feuchten Hitze der Rheinebene. Schwer lag ein Kirschenpaar in der Hand, das eben noch an den elastischen Stielen wippte.

Und doch umgab die nicht zu steigernde Pracht des Kirschbaums ein beinahe frivoler Anhauch, etwas seltsam Falsches, das schwer zu bestimmen war. »Warum ernten sie ihn nicht selber ab?« hatte sie damals gedacht, als genieße sie hier eine fremde Lust. Unter sich sah sie das helle Grün eines büsternschnittigen Rasens, auf dem nun dunkle Kirschbaumblätter und Zweiglein lagen, als müßten sie aufgekehrt werden.

In der Neubausiedlung am Stadtrand, in der sie wohnte, gab es Grünstreifen zwischen den Häusern, die davon ab-

lenken sollten, daß hinter den Mietblocks das Brachland begann. Ungeachtet der nicht privilegierten Wohnlage trugen die Straßen Märchennamen; sie wohnte im Dornröschenweg. Tatsächlich hatte es hier einmal eine Zeit geheimer Fülle gegeben, die mit dem ungenutzten Land und einigen aufgelassenen, von wucherndem Brombeer- und Schlehengebüsch gesäumten Gärten zu tun hatte. Damals, in den Monaten der Vorbereitung auf die Erstkommunion, in die auch ihre erste Menstruation fiel, radelte sie oft nachmittagelang an den mäandernden Altrheinarmen entlang oder streunte durch einen der verlassenen Gärten, nicht um wirklich zu spielen, wie früher, das ging nicht mehr, sondern nur um fort zu sein. Sie sammelte etwas auf, schnitzte an einem Stock herum oder hockte in ihrem Lieblingsbaum, einem verwachsenen Kirschbaum mit blinden Seitenästen, von denen leicht einer brach.

Eines Nachmittags, es war Frühling, und ihr Baum trug seine ersten kümmerlichen Knospen, sah sie einen Jungen kommen, der nicht in die Siedlung gehörte. Er mußte aus den Baracken sein, die hinter dem Brachland begannen. Dort wohnten kinderreiche Familien, die Sozialhilfe bezogen; in der Neubausiedlung waren sie, in kühner Überschätzung des sozialen Abstands, als die »Asozialen« bekannt. Manchmal standen dort neben den Baracken auch Zigeunerwagen, man witterte den in der Ferne verwischten Schein von Feuer, Hunde bellten. Den Kindern der Siedlung waren die Baracken ein Ort von Verbot und Verheißung. Manchmal fuhren sie mit ihren Rädern an den Bezirk, wo jene Pisten begannen, die schon beim leichtesten Regen verschlammten. Das eine oder andere Kind von dort ging, zumindest zeitweise, mit ihnen zur Volksschule. So gab es ein dunkelhäutiges Mädchen,

das unter dem Wort »Bastard« weinend im Pausenhof stand. Als der Junge sie im Baum bemerkte, rief er etwas, das sie nicht verstand. Sie war auf der Hut. Sie besuchte jetzt die erste Klasse eines dominikanischen Mädchengymnasiums in der Stadt, und hätte man sie gefragt, ob sie morgen für Jesus Christus sterben wolle, wäre sie nickend einfach mitgegangen. Sie war elf Jahre alt, er war, wie er später sagen würde, dreizehn. Sie kam vom Baum herunter. Sie fand sich gescheit, und sie wollte nicht mit einem dummen Jungen sprechen. Ob er schon bruchrechnen könne? Sie gab ihm einen Stock in die Hand, säuberte mit dem Fuß ein Stück Boden unter dem Kirschbaum und ließ ihn rechnen. Er schrieb zügig Zahlen in den Sand. Sie registrierte sein Tempo, war aber im Rechnen nicht sicher genug, um prüfen zu können, was er tat. Er lachte, warf den Stock fort, fuhr über die glatte Rinde des Kirschbaums und hangelte sich mit einem Klimmzug in die erste Astgabel. Dort drehte er sich um, zog sein Hemd aus und warf es ihr zu. (Noch Jahre später sollte sie diese Geste beschäftigen.)

Sie fing das Hemd auf. Und während er mit magerem Oberkörper weiter in den Kirschbaum hinaufkletterte, stand sie da, das bubenwarme karierte Flanellhemd in der Hand, hob es an ihr Gesicht und roch daran.

Erkenntnis war ein Atemzug. Sie hatte das Hemd auf die Brombeerhecke geworfen und war davongerannt.

Zu Hause in der offenen Badezimmertür stand die Mutter, über eine Plastikschüssel geneigt, und drehte tropfende Putzlappen. Sie sah aus wie eine alte Frau. Natürlich gebe es Gott, antwortete die Mutter, richtete sich auf und wischte mit ihren kleinen Händen über das bunte Würfelmuster der Kittelschürze. Die Tochter aber brauchte die Antwort nicht mehr.

Handtaschen

Später habe ich es wieder in Budapest gesehen, in der Straßenbahn. Dort war es wie früher. Früher hatten die Straßenbahnen in unserer Stadt noch lange, hell lackierte Holzbänke. Früher, das war so lange nach dem Krieg, daß die Menschen schon wieder etwas waren. Da saßen die Frauen und hielten mit beiden Händen ihre Handtaschen auf ihren geschlossenen Knien fest. Es war, als drückten sie ein Siegel auf ihren Schoß, als schützten sie ihr Geschlecht. Oder es war, als ob all diese Frauen keine Genitalien hätten, dafür aber Handtaschen. Vielleicht aber waren die Genitalien der Frauen in ihre Handtaschen gerutscht. Jetzt saßen sie da und hielten sie fest wie etwas, das man sauer erspart hat und das einem deshalb nicht weggenommen werden durfte. Männer saßen nie so da. Auch Männer nicht, die die Handtaschen ihrer Frauen trugen.

Damals, als der Krieg gerade so lange vorbei war, daß die Menschen wieder etwas sein konnten, damals gab es Männer, die die Handtaschen ihrer Frauen trugen. Am gebogenen Henkel. Nach dem Einsteigen in die Straßenbahn gaben sie sie ihren Frauen zurück.

Handtaschen gehörten zum Sonntag; sie hatten etwas mit der katholischen Kirche zu tun wie der Schoß. Hoch über

der Kanzel trug Maria einen himmelfarbenen Zeltmantel. Sie breitete den Mantel aus und umschloß die ganze Christenheit. Vermutlich war Maria die blaue Handtasche Gottes.

An manches darf sich ein Kind nicht erinnern, weil ein Kind zu seinen Eltern gehört. Deshalb weiß es vor allem, was sich nicht gehört. Bei den Dominikanerinnen in der Klosterschule wurden wir angehalten, aus weißglänzendem Bastfaden ein Operntäschchen zu häkeln. Ich war damals ungefähr neun Jahre alt und noch nie in der Oper gewesen. Ein Verschlussbügel mußte eingenäht werden, mit dem die Tasche durch einen Fingerdruck zu öffnen war. Ich fand dieses sogenannte Operntäschchen häßlich und habe es, als ich später ins Theater oder in die Oper ging, nie benutzt. Meine Mutter hat das weißglitzrige Häkelding manchmal genommen. Sie fand es reizend. Ich fand es in ihrer Hand besonders häßlich. Wenn überhaupt, habe ich damals gedacht, dann kann es ein Kind, höchstens noch eine junge Frau tragen.

Dieses Operntäschchen faltete sich auf wie Schamlippen und der Schnappverschluss saß in der Mitte wie eine ver-rutschte Klitoris. Damals bei den Dominikanerinnen war mir die Bildlichkeit nicht so deutlich gewesen, aber ich erinnere mich genau an ein Gefühl von Peinlichkeit, weil wir solche weißbräutlichen Täschchen häkeln mußten und mit Seidenstoff ausfüttern, so handlich klein, daß gerade ein Opernglas hineinpaßte. Niemand von uns besaß ein Opernglas.

Seit langer Zeit bin ich selbst Mutter. Meine große Tochter hat die Biographie von Marlene Dietrich, geschrieben von deren Tochter Maria Riva, wiederholt gelesen; das dicke

80seitige Taschenbuch ist ganz zerfleddert. Meine Tochter erzählt mir daraus folgende Geschichte:

Marlene Dietrich wollte den Abschluß der Dreharbeiten zu »Die scharlachrote Kaiserin« feiern, und da der Film in Rußland spielte, beschloß man, russisch essen zu gehen. Mit von der Partie waren neben der Schauspielerin und ihrem Mann, den sie seit der Geburt ihrer Tochter »Papa« nannte, auch Tami, das Kindermädchen, die zugleich die Geliebte des Mannes war, und Tochter Maria und der bunte Foxterrier. Die extravagant gekleidete Gruppe fiel im Restaurant sofort auf. Borschtsch wurde bestellt und serviert. Bald bemerkte die Tochter den nervösen Blick ihres Vaters. Zunächst meinte sie noch, er richte sich auf ihre Limonade, die immer ganz frisch sein mußte. Die Limonade war aber in Ordnung. Schließlich zischte der Vater: Wo ist das Schwarzbrot? Er hielt unbedingt darauf, weltläufig genug zu sein, um zu wissen, daß zu Borschtsch Schwarzbrot gehört. Der Oberkellner eilte herbei, entschuldigte sich und erzählte aufgeregt, die Frau des Bäckers sei bei der Geburt ihres ersten Kindes gestorben. Sie sei so jung gewesen, so schön. Er konnte nun nicht aufhören, blumig und voll Trauer von dem schrecklichen Tod zu sprechen, der Vater aber habe nur noch einmal nachgefragt: Und Sie servieren Borschtsch ohne Schwarzbrot? Als der Oberkellner darauf mit einem irritierten Ja antwortete, faltete der Vater die Serviette zusammen und stand wortlos auf. Daraufhin erhob sich die Restfamilie ebenfalls und verließ im Gefolge des Vaters das Restaurant. Marlene Dietrich soll diesen peinlichen Vorfall nie mehr vergessen haben. Von nun an hatte sie immer Schwarzbrot bei sich. So erfand, schloß

